

Work in Progress: „Mein Chef ist schwul ... was tun?“ – Normalisierung offen homosexueller Männlichkeit

*Konzeptionelle Vorüberlegungen für eine Medien- und
Deutungsmusteranalyse der Outings von homosexuellen Spitzenpolitikern*

Abstract: In Deutschland nehmen seit Mitte der 1990er Jahre insbesondere in der Politik Outings homosexueller Männer in Führungspositionen sprunghaft zu. Könnte diese „Outing-Kaskade“ eine epochale Verschiebung in den symbolischen Machtachsen zwischen hetero- und homosexuellen Männern indizieren? Um Persistenzen und Dynamiken theoretisch und empirisch erfassen zu können, werden die Leitkategorien der Männlichkeitssoziologie und das Normalismus-Paradigma unter einer wissenssoziologischen Perspektive aufeinander bezogen. Normalistisch modulierte soziale Deutungsmuster könnten das vermittelnde Glied zwischen den Analyseebenen von Diskurs, sozialer Praxis und Struktur bilden.

1.) Die „Outing-Kaskade“ in der deutschen Politik

Soziale Beziehungen zwischen hetero- und homosexuellen Männern sind Machtbeziehungen, die ganz wesentlich durch symbolische Gewalt bestimmt sind. Auf diesen kleinsten gemeinsamen Nenner lassen sich so unterschiedliche Theoretiker wie Robert W. Connell, Pierre Bourdieu, Erving Goffman und Michel Foucault vereinen. Dieser symbolische Aspekt von Macht trat mit der rechtlichen Liberalisierung männlicher Homosexualität seit Ende der 1960er Jahre noch deutlicher hervor und bestimmte die Ziele und Aktionsformen schwuler Emanzipations- bzw. Identitätsbewegungen (Holy 1991). Im Kern ging es stets um die Definitions- und Deutungsmacht über die gesellschaftliche Bewertung von Homosexualität. Entsprechend ist der selbstverständliche Umgang mit Homosexualität in der Öffentlichkeit die Bedingung und zugleich der Gradmesser ihrer Normalisierung. Daher kommt der Praxis des Outings, hier verstanden als die massenmediale Veröffentlichung der eigenen Homosexualität oder der einer anderen Person, strategische Bedeutung in der Konstitution symbolischer Machtverhältnisse zwischen hetero- und homosexuellen Männern zu. Indem Outings über die Massenmedien auf die Wirklichkeitsdeutungen großer Bevölkerungsgruppen Einfluss nehmen, initiieren sie einen gesellschaftlichen Prozess der Reproduktion bzw. Transformation von Bedeutungen. Dadurch unterscheiden sich Outings von individuellen Coming-out-Prozessen, deren symbolische Reichweite auf das unmittelbare soziale Umfeld begrenzt bleibt.

Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für Beziehungen zwischen heterosexuellen und homosexuellen Männern haben sich im Kontext von Individualisierung und Pluralisierung von Lebensstilen verändert. Die Auswirkungen zeigen sich zunehmend auch in traditionellen Arenen männlicher Herrschaft und stellen die kulturelle Hegemonie

antihomosexueller Männlichkeit in Frage. Nach den vehement geführten Outing-Diskussionen Anfang der 1990er Jahre (vgl. exemplarisch Gross 1993) ist besonders im Bereich der Politik die Zahl öffentlicher Bekenntnisse von schwulen Männern in Führungspositionen sprunghaft angestiegen, ohne in einen allgemeinen Skandal oder eine politische Krise zu münden. Als erste Partei entsenden die Grünen mit Herbert Rusche (1985) und Volker Beck (1994) offen schwule Abgeordnete in den Bundestag. 1998 folgt die SPD mit dem Hamburger Abgeordneten Johannes Kahrs. 1999 veröffentlicht der damalige FDP-Generalsekretär Guido Westerwelle in einem Interview mit der Süddeutschen Zeitung indirekt seine sexuelle Orientierung. Mit einem medialen Paukenschlag outet sich im Juni 2001 der designierte SPD-Kandidat für das Amt des Regierenden Bürgermeisters in Berlin, Klaus Wowereit, vor dem begeisterten Publikum des Landesparteitages. Im August 2003 werden der Hamburger Erste Bürgermeister Ole von Beust (CDU) und sein Justizsenator Roger Kusch (CDU) von einem Mitglied des Senats geoutet. 2004 macht Westerwelle, mittlerweile FDP-Parteivorsitzender sein Outing „offiziell“. Der hessischen Ministerpräsident Roland Koch fühlt sich 2007 nach dem Outing seiner Stellvertreterin und Kultusministerin genötigt, die Öffentlichkeit vor einem regelrechten „Homo-Kult“ zu warnen.

Diese kaskadenhafte Entwicklung ist alles andere als selbstverständlich. Die allgemein geteilte Überzeugung, (männliche) Homosexualität und Staatsräson seien miteinander unvereinbar, hatte in Deutschland eine in den sexual- und identitätspolitischen Diskursen des 19. Jahrhunderts begründete und bis auf die jüngste Vergangenheit einwirkende Tradition (zur Nieden 2005; Koch 1995). Noch 1983/84 führte allein die Vermutung der Homosexualität des Bundeswehrgenerals Kießling zur Bewertung als „Sicherheitsrisiko“ und zog seine umgehende Suspendierung aus dem Dienstverhältnis nach sich. Aber schon 2001 katapultierte ein homosexuelles Bekenntnis den sozialdemokratischen Spitzenkandidaten Wowereit an die Spitze der Beliebtheitsskalen: „Ich bin schwul, und das ist auch gut so!“ Sein selbstbewusstes Outing stand einer Wahl zum Regierenden Bürgermeister Berlins ebenso wenig im Wege, wie das erzwungene Outing Ole von Beusts (CDU) dessen Wiederwahl als Hamburger Regierungschef. Als Mittel der Denunziation ist das homosexuelle Outing heute offensichtlich kaum mehr geeignet und wendet sich, wie in der Schill-Affäre 2003, zunehmend gegen den Denunzianten selbst. Vielmehr kann im Rahmen personalisierter Politikdarstellung ein Outing heute persönliche Profilierung und Prominenzgewinn nach sich ziehen. Es wäre voreilig, daraus den Schluss zu ziehen, dass prominente Personen ihr Outing als kühl kalkulierte Strategie zur Macht einsetzen. Noch immer ist die Veröffentlichung der eigenen Homosexualität ein riskanter und biographisch einschneidender Schritt, dessen Ausgang nicht auf Akzeptanz abonniert ist. Der „Erfolg“ im Sinne einer sozial akzeptierten Integration der Homosexualität in die persönliche Identität (Goffman 1996) des Betroffenen ohne Beeinträchtigung seines sozialen Status ist abhängig von den Männlichkeits- und Normalitätsstandards des gesellschaftlichen Kontexts, in dem ein Outing sich vollzieht. So gilt der deutsche Profifußball nach wie vor als ausgesprochen

homophob (Heidel 2005; Eggeling 2006). Im Hinblick auf die Beziehungen zwischen hetero- und homosexuellen Männern ist daher bemerkenswert, dass Klaus Wowereit und Ole von Beust nicht *trotz* ihrer Homosexualität von einer mehrheitlich heterosexuellen Wählerschaft legitimiert wurden, sondern von vielen offensichtlich (auch) *wegen* ihres homosexuellen Outings.

Diese jüngsten Outing-Kaskaden in der Politik irritieren ein wichtiges Paradigma der Männlichkeitsforschung. Denn wenn hegemoniale Männlichkeit stets als heterosexuelle definiert ist und eine Übereinstimmung von institutionalisierter Macht und kulturellem Leitbild erfordert, wird sie durch die selbstbewusste Repräsentation homosexueller Männlichkeit in dominanten Positionen durchkreuzt und herausgefordert. Deutet sich hier eine epochale Verschiebung in der symbolischen Machtachse zwischen hetero- und homosexuellen Männern an? Und wie wäre sie theoretisch und empirisch zu erfassen?

Die Veränderung der öffentlichen Wahrnehmung homosexueller Männlichkeit in gesellschaftlichen Führungspositionen deutet auf eine Tendenz zur Normalisierung – i.S. von „Normal-Machen“ – hin. Diese Entwicklung steht zu der Tatsache, dass die Norm der Heterosexualität nach wie vor eine Konstante in der männlichen Sozialisation bildet und antihomosexuelle Gewalt von Männern gegen Männer noch immer nicht aus dem Alltag verschwunden ist, in einem paradoxen Verhältnis der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Antihomosexualität als funktionales Merkmal männlicher Sozialisation und die positive gesellschaftliche Bewertung offen homosexueller Prominenter klaffen zunehmend auseinander. Um keine voreiligen Schlüsse zu ziehen, muss an dieser Stelle betont werden, dass ein Wandel auf der symbolischen Ebene in keinem direkten und linearen Zusammenhang mit sozialer Praxis steht. Gleichwohl sollten die Einflüsse der Medienrealität auf das alltägliche Denken und Handeln nicht unterschätzt werden. Daher erscheint es plausibel, dass mit der zunehmenden Diskrepanz medialer Repräsentationen und tradiertter Interpretationsrepertoires für heterosexuelle Männer auch in konkreten Alltagssituationen neue Verhaltensunsicherheiten erwachsen, die einen aktuellen Bedarf an neuen Deutungs- und Handlungsmustern offen legen. Die Widersprüchlichkeit zwischen Normalisierung offen schwuler Männer in gesellschaftlich relevanten Positionen einerseits und heterosexueller Rückbindung andererseits spiegelt sich im auch Tenor der Massenmedien, wenn z.B. ein führendes deutsches Wochenmagazin kokettierend fragt: „Kann ein Schwuler Kanzler werden?“ (stern Nr. 39/20.09.2007).

Will man also die Ungleichzeitigkeiten von Normalisierung und Antihomosexualität theoretisch und empirisch angemessen erfassen, kann weder auf struktur- und handlungstheoretische Modelle verzichtet werden, die die Persistenzen im Machtverhältnis zwischen homo- und heterosexueller Männlichkeit beschreiben, noch auf Konzepte, mit deren Hilfe sich kultureller Wandel erfassen lässt. Die Aufgabe wird sein, beide aufeinander zu beziehen.

2.) Soziologie der Männlichkeit: Hegemoniale Männlichkeit und männlicher Habitus

Die Bedeutung der symbolischen Machtdimension für das Verhältnis von Männlichkeiten wird auch in den Leitkategorien der Männlichkeitssoziologie hervorgehoben. Einerseits lässt sich mit ihrer Hilfe die gesellschaftliche Grundsituation homosexueller Männer in einem historisch entstandenen hierarchischen Verhältnis unter Männern erfassen, das heterosexuellen Männern systematisch den höheren sozialen Status zuweist. Andererseits sind sie hermetisch angelegt, um damit grundsätzliche Wandlungstendenzen in den Machtachsen zwischen hetero- und homosexueller Männlichkeit auf der symbolischen Ebene erfassen zu können. Ich möchte dies an den beiden Konzepten „hegemoniale Männlichkeit“ und „männlicher Habitus“ verdeutlichen.

In der ursprünglichen Konzeption von Connell umfasst hegemoniale Männlichkeit spezifische Geschlechterbeziehungen von Dominanz und Unterordnung *zwischen Gruppen von Männern* (Connell 1999: 99). Da hegemoniale Männlichkeit erstens auf einem dreistufigen Modell der modernen, polarisierten Geschlechterordnung beruht, das notwendig eine allgegenwärtige Unterordnung von Frauen unter die Dominanz der Männer, ungleiche Produktionsbeziehungen in der geschlechtlichen Arbeitsteilung und die Norm der Heterosexualität impliziert (ebd.: 94f.), und zweitens „(a)lles, was die patriarchale Ideologie aus der hegemonialen Männlichkeit ausschließt, dem Schwulsein zugeordnet“ und mit Weiblichkeit gleichgesetzt wird (ebd.: 99), postuliert Connell die Dominanz heterosexueller Männer und die Unterordnung homosexueller Männer als paradigmatische Form eines Dominanz/Unterordnungs-Verhältnisses zwischen Männern. Die kulturell konstruierte Norm der Heterosexualität wird damit auch theoretisch-konzeptionell zum konstitutiven Bestandteil moderner Männlichkeit erklärt. Wenn aber hegemoniale Männlichkeit per se mit homosexueller Männlichkeit unvereinbar gesetzt wird, wirkt sich das auf die Analysekategorie Männlichkeit aus und beschränkt nicht nur den Bereich dessen, was sich damit erfassen lässt, sondern führt zu verzerrten Hypothesen über aktuelle Wandlungstendenzen. Daher wundert es nicht, dass Connell im Kapitel Männlichkeitspolitik in der homosexuellen Männlichkeit die „wichtigste Alternative zur hegemonialen Männlichkeit in der jüngsten Geschichte der westlichen Zivilisation“ erkennt (ebd.: 238).

Hieraus ergeben sich mindestens zwei große Widersprüche. Erstens wird schwulen Männern mit der Unvereinbarkeitsprämisse eine Erhabenheit über die konstitutiv in die männliche Hegemonie eingelagerte männliche Dominanz und eine Anlage zu egalitären, marktrational gestalteten Beziehungsmustern unterstellt, die sie zwangsläufig zu einer Avantgarde modernisierter Männlichkeit stilisieren. Der damit transportierte „Gleichheitsmythos“ (Klesse 2006) ist eine beliebte Metatheorie modernisierungstheoretischer Ansätze (vgl. Bech 1997; Giddens 1993;

indirekt: Beck 1986: 191). In der Annahme einer Angleichung der strukturellen Existenzbedingungen und der Sexual- und Körperkulturen von homo- und heterosexuellen Männern in individualisierten Gesellschaften ist schon seit längerem von einer „strukturellen Homosexualisierung“ der Gesellschaft die Rede (Dannecker/Reiche 1974: 82; Pollack 1986: 73f.; Hegener 1993; Bochow 1995: 227, Bech 1997: 195f.; Giddens 1993). Diese idealisierende Sichtweise verstellt zum einen den Blick auf vielfältige Machtbeziehungen (Class, Race, Gender), die die jeweils hegemoniale Repräsentation von Männlichkeit durchziehen (Klesse 2006), und zum anderen auf die spezifischen strukturellen Kontexte in verschiedenen gesellschaftlichen Diskriminierungsfeldern (Lautmann 1977). Sie verführt angesichts schwuler Männer in dominanten gesellschaftlichen Positionen zu Interpretationen, die einem vorschnellen Abgang auf die hegemoniale Männlichkeit gleichkommen, und suggeriert eine allgemeine Chance zur „Multioptionalität“ im Sinne einer mehr oder minder beliebigen Auswahl männlicher Lebensstile. Demgegenüber plädieren Behnke und Meuser dafür, Differenzen nicht als Optionen zu verstehen, sondern differente Ausdrucksformen von Männlichkeit in ihrer Verankerung in unterschiedlichen konjunktiven Erfahrungsräumen zu untersuchen (Behnke/Meuser 1998).

Zweitens besteht Connell trotz Modernisierungstendenzen auf der Persistenz der patriarchalen Geschlechterordnung, die prinzipiell keine Alternative zur hegemonialen Männlichkeit zulässt, sondern allenfalls ihre Modifikation. In der Konsequenz muss also auch die Alternative homosexueller Männlichkeit prinzipiell chancenlos erscheinen, da sich beide *konstitutiv* nicht miteinander vereinbaren lassen. Connell bezeichnet hegemoniale Männlichkeit zwar als die *flexible* Antwort auf das jeweils aktuelle Legitimitätsproblem des Patriarchats und als ständigen Kampf konkurrierender Männlichkeitsentwürfe um kulturelle Hegemonie (1999: 98). Bei aller Wandelbarkeit bleibt sein theoretisches Modell jedoch monoton dem kulturell konstituierten Konnex von männlicher Dominanz und Heterosexualität verhaftet. Beziehungen zwischen heterosexuellen und homosexuellen Männern lassen sich damit – ob nun physisch-materiell oder als symbolische Gewalt – nie anders als Dominanz/Unterordnungsverhältnisse erfassen. Als heuristische Kategorie ist eine so definierte hegemoniale Männlichkeit für die Erfassung von Veränderungen in den Beziehungen von hetero- und homosexuellen Männern wenig geeignet, denn sie reproduziert ein allgemein verbreitetes Deutungsmuster eben der sozialen Verhältnisse, die als kritikwürdig erkannt werden. Meines Erachtens verweisen die zunehmenden Outings homosexueller Männer in dominanten Positionen auf die im Konzept der hegemonialen Männlichkeit im Prinzip angelegte, aber nicht konsequent ausgeführte Möglichkeit, dass sich männliche Hegemonie im 21. Jahrhundert noch viel flexibler zeigen könnte, als von Connell vermutet.

Auch Bourdieu konstatierte bei schwulen Männern ein revolutionäres Kapital in Bezug auf symbolische männliche Herrschaft, ohne dies jedoch näher auszuführen (Bourdieu 2005: 201ff.). Für ihn beruht die heterosexuell-männliche Herrschaft auf einem schon archaisch in den frühen mediterranen

Kulturen fundierten System polar strukturierter Geschlechtskodierungen, die die Dominanz von Männern über Frauen und von heterosexuellen Männern über homosexuelle Männer symbolisch garantieren (oben/unten bzw. penetrieren/penetriert werden). Durch die Kodierung von Homosexualität als „weiblich“ wiederholt sich in den Beziehungen zwischen hetero- und homosexuellen Männern die symbolische Hierarchie der Geschlechter. Zwischen gesellschaftlicher Struktur und subjektiver Praxis männlicher Herrschaft vermittelt der männliche Habitus. In Bezug auf Bourdieus Habitus-Konzept interpretieren Meuser und Scholz hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip vergeschlechtlichter und vergeschlechtlichender sozialer Praxis (Meuser 2006, Meuser/Scholz 2005). Männliche Dominanz wird über institutionalisierte „ernste Spiele des Wettbewerbs“, die als gesellschaftliche Strukturübungen in homosozialen Räumen eingeübt werden, in die Wahrnehmungsweisen und Körperpraxen von männlichen Individuen eingeschrieben. Die Triebkraft entspringt nach Bourdieu aus einer langwierig sozialisierten und inkorporierten „libido dominandi“ männlicher Subjekte. Ein so erworbener männlicher Habitus ermöglicht dem Subjekt eine flexible Reaktion auf strukturelle Wandlungstendenzen männlicher Herrschaft, indem es auf ein feststehendes Repertoire im Sinne einer „generativen Grammatik“ männlichen Handelns (Krais/Gebauer 2002: 31ff.) zurückgreift. Dominanz ist männlicher Subjektivität demnach eingeschrieben. Beider Stabilität ist an habituelle Sicherheit gebunden und muss institutionell und mit individuellen Strategien abgestützt werden.

Bei schwulen Männern ist das habituelle Selbstverständnis als Mann jedoch durch gesellschaftliche Zuschreibungen, mit denen sie sich in ihrem individuellen Coming-out auseinandersetzen müssen, biographisch deutlich gebrochen. Selbst wenn sie von ihren heterosexuellen Geschlechtsgenossen zu den „ernsten Spielen“ zugelassen werden, erfahren sie sich als Mann oft in einer exzentrischen Position am Rande des Spielfelds - quasi von der Ersatzbank aus (Heilmann 2002). Andererseits bieten sich ihnen mit einer ausdifferenzierten Subkultur und medial inszeniertem „gay lifestyle“ etablierte Identitätsangebote, die ihnen in der heterosexuellen Alltagskultur z.B. am Arbeitsplatz eine spezifische Form von Strukturübung auferlegen: Das flexible Management von männlichen Normen und homosexueller Identität. Sie habitualisieren damit das notwendige Verhaltensrepertoire, um sich als homosexuelle Männer in einer zugleich prekären und flexiblen Position in Bezug auf männliche Normen zu behaupten. Während schwule Männer dabei eine zunehmende institutionelle Absicherung (für die Ebene juristischer Normen z.B. Streichung des § 175 StGB, LPartG/LPartErgG, AGG) erfahren, erodieren die traditionellen homosozialen Spielfelder heterosexueller Männlichkeit.

Nach der Öffnung aller militärischer Laufbahnen für Frauen verbleiben im Wesentlichen die katholische Kirche und der geschlechtlich streng separierte Leistungssport sowie – eigentlich eine Ironie – bestimmte Räume der schwulen Subkultur (Clubs, Saunen) als letzte Bastionen institutionalisierter männlicher Homosozialität. Eine in diesem Zusammenhang regelmäßig

konstatierte „Krise der Männlichkeit“ wird entsprechend mit der Auflösung von habituellen Sicherheiten in Verbindung gebracht (Meuser 2006). Ein männlicher Habitus, der auf Anti-Homosexualität und einer „libido dominandi“ als notwendigen funktionalen Grundsteinen männlicher Identität ruht (Böhnisch/Winter 1997; Schenk 1994), bezieht seine Sicherheit aus der kulturell institutionalisierten und omnipräsenten Möglichkeit einer symbolischen Distanzierung und Unterordnung von Homosexualität. Das lässt dann im Rahmen eines wechselseitig akzeptablen Stigma-Managements sogar ein gewisses Maß an (Schein-)Toleranz gegenüber offen Homosexuellen zu, solange sie sich mit der heterosexuellen Normalität nicht zu gemein machen (Goffman 1996). In der Konsequenz müsste ein homosexueller Mann in Führungsposition durch sein Outing, mit dem die hierarchische Ordnung für alle sichtbar symbolisch „umgekehrt“ wird, für viele heterosexuelle Männer eigentlich die Toleranzgrenzen überschreiten und einen Skandal hervorrufen. So lässt sich z.B. der Erfolg der medial gesteuerten politischen Denunziation des Beraterkreises der „Liebenberger Tafelrunde“ um den deutschen Regenten Wilhelm II. auf die in Deutschland um 1900 verbreitete, gesellschaftliche Intoleranz gegenüber homosexuellen Männern in politischen Führungspositionen zurückführen (Bruns 2005). Angesichts des Beliebtheits- und Prominenzgewinns, den männliche Spitzenpolitiker hundert Jahre später durch ihr massenmediales Outing verzeichnen, scheint das Deutungsmuster des „homosexuellen Staatsfeindes“ (zur Nieden 2005) und seine Skandalisierbarkeit nicht mehr mit der gleichen Selbstverständlichkeit zu greifen. Auch hier wäre es sicher eine grobe Vereinfachung, den Beginn einer „symbolischen Revolution“ männlicher Herrschaft zu diagnostizieren. Plausibler erscheint mir, zunächst nach Wandlungstendenzen in den Bedingungen männlicher Subjektivierung in den spezifischen Kontexten bzw. „Diskriminierungsfeldern“ von Politik und Medien zu fragen.

Sowohl Connells als auch Bourdieus Konzeptionen von Männlichkeit weisen also eine gewisse Statik und daher eine konzeptionelle Aporie im Hinblick auf die sozialen Dynamiken in den Machtverhältnissen unter Männern auf. Obgleich sich mit den Paradigmen von kultureller Hegemonie, symbolischer Macht und männlichem Habitus strukturelle Persistenzen männlicher Herrschaft, die auch die Beziehungen zwischen hetero- und homosexuellen Männern prägen, präzise beschreiben lassen, blockieren konzeptionelle Unschärfen wie die angeführte Unvereinbarkeitsprämisse den Blick auf Veränderungen.

3.) Wissenssoziologie: Normalisierung und Normalismus

Abstrahiert man von den Persistenzen hegemonialer Männlichkeit und fokussiert stattdessen stärker auf die Dynamiken, lässt sich der Wandel der symbolischen Machtachse zwischen hetero- und homosexuellen Männern vielleicht am besten mit dem wissenssoziologischen Begriff der Normalisierung erfassen. Normalität/Normalisierung einerseits und Norm/Normativität andererseits bezeichnen nicht dasselbe. „Was man tut“

und „was verboten ist“ markieren idealtypische Pole alltagsweltlicher Orientierung, die sich im subjektiven Handeln ineinander verschlingen (Lautmann 2002: 433).

An dieser theoretischen und analytischen Differenzierung setzt Jürgen Link an, um die diskursive Produktion des kollektiven Sinngehalts „Normalität“ zu beschreiben (Link 1997/1998/2006). Link bezeichnet im Anschluss an Foucault mit Normalismus einen „eng vernetzten Komplex aus diskursiven Konzepten und Modellen wie praktischen Verfahren von größter Bedeutung für moderne Gesellschaften westlichen Typs. Dieser Komplex umfasst sowohl spezialdiskursive (wissenschaftliche) wie praktisch-gesellschaftliche Verfahren der „Normalisierung“ – im Sinne des Normal-Machens, der Produktion und Reproduktion von Normalitäten“ (Link 2006: 20). Normalismus produziert und prägt gesellschaftliche Wissensbestände, darunter zum einen Spezialwissen, beispielsweise der Medizin oder Psychiatrie, zum anderen aber auch Alltagstheorien und das Gesamtwissen der Kultur. Für Link gehört der Normalismus als historisch spezifische Institutionalisierung des Normalen zu den großen Tendenzen der Moderne. Die „Normalisierungsgesellschaft“ ist nach Foucault der „historische Effekt einer auf das Leben gerichteten Machttechnologie“ (Foucault 1997: 172), die alle Subjekte um die Norm herum anordnet. Sie bedient sich der „neuen Machtverfahren“, die seit dem 18. Jahrhundert in Europa aufkommen, und „die nicht mit dem Recht sondern mit der Technik arbeiten, nicht mit dem Gesetz sondern mit der Normalisierung, nicht mit der Strafe sondern mit der Kontrolle“ (Foucault 1997: 110f.). Der Normalismus stellt ein Dispositiv (im Foucaultschen Sinne von diskursiven und nicht-diskursiven Praxen sowie materiellen Strukturen) bereit, das eine spezifische Form der Klassifizierung sozialer und natürlicher Phänomene nach dem Maßstab des Normalen erlaubt. Eine „normalistische“ Klassifizierung bedeutet, den Regelfall zu bestimmen und das Irreguläre auszusondern (Lautmann 2002: 434).

Andrea Bührmann hat anhand der wissenschaftlichen Wissensproduktion über den Gegenstand der Sexualität die zwei strategischen Ausprägungen des Normalismus in historischer Perspektive nachgezeichnet: die protonormalistische und die flexibel normalistische Strategie (Bührmann 1998). Die Sexualpathologie des 19. Jahrhunderts legt die Kriterien „gesunder“ Sexualität anhand der gesellschaftlichen Konventionen *ex ante* fest und klassifiziert alle davon abweichenden Sexualformen als „pathologisch“. Indem sie starre Normalitätsgrenzen zwischen „normalen“ und „perversen“ Naturen und Sexualhandlungen errichtet, verfährt sie *protonormalistisch*. Normalität kommt in diesem Fall mit Normativität zur Deckung. Das Anormale wird stigmatisiert, und den Betroffenen wird ein der Perversion entsprechender Sozialcharakter zugewiesen. Die Psychoanalyse leitet ab 1905 eine strategische Übergangsphase ein, denn einerseits bezieht sich Freud auf ein Normalitätskontinuum konstitutioneller Bisexualität und löst damit die strikte Trennung zwischen Normalität und Perversion auf. Andererseits aber untersucht und dokumentiert Freud nach wie vor vorzugsweise „abweichende“ und „auffällige“ Persönlichkeiten. Mit der

Veröffentlichung der Kinsey-Reporte ab 1948 setzt sich die Transformation zur *flexibel normalistischen* Strategie durch. Die empirischen Sexualwissenschaften setzen statt einer bestimmten Sexualform allein die Tatsache, überhaupt Sexualität (Orgasmen) zu haben, als „gesunden“ Normalfall (ebd.: 225f.). An die Stelle einer präskriptiven, binär strukturierten Erfüllungsnorm tritt im flexiblen Normalismus eine deskriptive, *ex post* um den Durchschnitt situierte Orientierungsnorm (Link 1998: 444). Abweichungen erscheinen innerhalb der Normalitätsgrenzen tolerabel und müssen nicht verfolgt werden. Die Bestimmung des Durchschnitts beruht auf Verdichtungen eines Normalfeldes, die z.B. Aussagen über die Häufigkeit von Homosexualität in der Gesellschaft ermöglichen (bei Kinsey ca. 5-10% der befragten männlichen Population). Häufungen jenseits der Normalitätsgrenzen werden als Verzerrung der gaußschen Normalform wahrgenommen. Sie werden entweder als gefährlicher Einbruch in den Bereich gesellschaftlicher Normalität abgewehrt oder können durch eine Verschiebung der Normalitätsgrenzen integriert werden.

Entscheidend ist hier der grundsätzlich dynamische Charakter von Normalität: „Normalitäten sind niemals statische (sich identisch reproduzierende), sondern stets dynamische (historisch stark variable und evoluierende) soziale Gegenstände“ (Link 2006: 39). Mit dem historischen Übergang von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft prognostiziert Link eine allgemeine Transformation vom Proto- zum flexiblen Normalismus, dessen Deutung von „Normalität“ sich von den wissenschaftlichen Spezialdiskursen aus zunehmend auch auf den gesamtgesellschaftlichen Alltagsdiskurs (i.S. eines „Interdiskurses“: vgl. Jäger 2004; Link 1986) übertragen. Link zeigt, dass der flexible Normalismus über die Massenmedien zunehmend die Kollektivsymbolik und die kollektiven Wahrnehmungsweisen sozialer Wirklichkeit bestimmt. Der flexible Normalismus bildet mehr und mehr die Grundlage für die Selbststeuerung der Subjekte in modernen, individualisierten Gesellschaften und verändert das Verhältnis zwischen Subjekt und gesellschaftlichen Normen. Er bietet einen Ausweg aus den dilemmatischen Anforderungen an das individualisierte Subjekt, gleichzeitig „normal“ und „besonders“ sein zu sollen. In der Exploration der Grenzbereiche dynamischer Normalitätszonen lassen sich Authentizität, biographische Besonderheit und Schicksal verwirklichen, die eine individuelle Profilierung im Rahmen des Normalen ermöglichen.

Auf der anderen Seite werden alle Individuen – auch die „verworfenen Anderen“ – als statistische Zähleinheiten vergleichbar gemacht und dem disziplinierenden Zwang der Normalitätsstandards unterworfen. Auch eine statistisch ermittelte „Normalität“, so flexibel und dynamisch sie auch angelegt sein mag, entfaltet normative Wirkungen. Links explizite Weigerung, Normalisierung nicht im Sinne von Standardisierung und Disziplinierung zu verstehen, muss daher kritisch beurteilt werden. Sie beruht m.E. auf vereinfachenden Annahmen über eine bruchlose Ablösung der Foucaultschen Disziplinargesellschaft durch die Kontrollgesellschaft und

auf einer Vernachlässigung sowohl sozialstruktureller als auch kontextueller Differenzen. Demgegenüber wäre die paradoxe Gleichzeitigkeit „ungleichzeitiger“ Normalisierungsstrategien zu berücksichtigen. Die Überlagerung und symbolische Durchmischung von protonormalistischen und flexibel-normalistischen Wissensbeständen dürfte daher einer Beschreibung aktueller gesellschaftlicher Realität näher kommen. So ist durchaus denkbar, dass auch protonormalistisch ex ante gesetzte Männlichkeitsstandards, die im Sinne hegemonialer Männlichkeitsleitbilder eher einem Ideal als dem statistischen Durchschnitt entsprechen, sich von einer Erfüllungsnorm hin zu einer Orientierungsnorm flexibilisieren. Indem sie auf dem „inneren Bildschirm“ (Link 2006) männlicher Subjekte als symbolischen Normalverteilung („Gaußoid-Kurve“; ebd.) erscheinen, ermöglichen sie eine subjektive Selbststeuerung, die individualistische Explorationen jenseits des gesellschaftlichen Mittelmaßes ermöglichen, ohne den sicheren Bereich männlicher Normalität verlassen zu müssen. Unter dem Eindruck einer allgemeinen Individualisierungsnorm erscheint eine (partielle, temporäre) Abweichung von den fixen Standards hegemonialer Männlichkeit subjektiv nicht nur tolerabel, sondern geradezu geboten.

Doch inwieweit hat sich Männlichkeit tatsächlich in diesem Sinne flexibel normalisiert? Die Kinsey-, Masters/Johnson- und Hite-Reporte haben in der zweiten Hälfte des 20. Jhd. entscheidend zu einer Normalisierung der Homosexualität beigetragen, indem sie die flexibel-normalistischen Kategorien der empirischen Sexualwissenschaften und der Psychoanalyse auch im Alltagsdiskurs als allgemeinen kulturellen Wissensbestand popularisierten. Hingegen wurden flexibel-normalistische Spezialdiskurse über Geschlecht (Runte 2001) im Alltagsverständnis kaum rezipiert. Noch immer scheint „keine polare und gleichzeitig asymmetrische Diskontinuität (...) so irreduktibel und unhintergebar zu sein wie die Binarität der Geschlechter“ (Link 2006: 393). So dominiert im massenmedialen Diskurs noch immer eine meist soziobiologisch legitimierte protonormalistische Sicht auf Geschlecht, die von einer streng dichotomen Geschlechterdifferenz ausgeht. Für die Normalisierung von Homosexualität hat das paradoxe Konsequenzen: Einerseits ist die gesellschaftliche Toleranz von Homosexualität seit den 1970er Jahren langsam, aber stetig gewachsen. Andererseits können homosexuelle Männer vor allem dann gesellschaftliche Normalität beanspruchen, wenn und solange sie Männlichkeit nachweisen (Bochow 2007, 2001, 1993; Lautmann/Wienold 1977). Tatsächlich folgt der subkulturell dominante - und über die Grenzen schwuler Subkultur hinaus auch heterosexuelle Männer ansprechende - „gay lifestyle“ einem Trend zur „Vermännlichung“ (Woltersdorff 2005: 64ff.). Neue diskursive Verknüpfungen überlagern zunehmend die alten „Wahrheiten“, so dass sich im Alltagsdiskurs tendenziell der strikte kulturelle Konnex von Männlichkeit und Heterosexualität bzw. von Homosexualität und Nicht-Männlichkeit entkoppelt. Dies könnte eine allmähliche, eher evolutive Verschiebung in der sozialen Konstruktion von Homosexualität und Männlichkeit indizieren, die nicht notwendig als symbolische Revolution interpretiert werden muss.

Lautmann verweist auf die Nähe des Normalisierungs-Begriffs zum Begriff der Typisierung, mit dem in der Sozialphänomenologie verallgemeinernde und abstrahierende Einschätzungen bezeichnet werden, wie sie von Interaktionsbeteiligten gemacht werden (Lautmann 2002: 439). Damit verlässt er die engere Definition des Normalismus-Begriffs von Link und Foucault und verweist allgemeiner auf die Institutionalisierung sozialer Wissensbestände, wie sie von Berger und Luckmann gefasst werden: „Institutionalisierung findet statt, sobald habitualisierte Handlungen durch Typen von Handelnden reziprok typisiert werden“ (Berger/Luckmann 1999: 58). Die in einem soziologischen Spezialdiskurs geprägten Typisierungen schwuler Männer als durchindividualisierte und konsumorientierte „Modernisierungs-Avantgarde“ (s.o.) haben - ungeachtet der wissenschaftsinternen Kritik - über Werbung, Lifestyle-Magazine und andere Massenmedien längst Eingang in den Alltagsdiskurs gefunden und sich in diesem Sinne als allgemeiner Wissensbestand institutionalisiert. Die Normalisierung männlicher Homosexualität ist zu einem Teil auch auf diese mythischen Überhöhungen zurückzuführen. Indem dieser individualisierende Modernisierungsdiskurs im Alltagsdiskurs mit einem ökonomistischen neoliberalen Diskurs verknüpft wird, wird der den Schwulen pauschal zugeschriebene konsumistische Lebensstil systematisch aufgewertet. Die negative gesellschaftliche Typisierung schwuler Männer erfährt somit eine positive Wendung, die sich kontextabhängig in symbolisches Kapital münzen lässt. Hier ließe sich beispielsweise fragen, inwieweit die Typisierungen Homosexueller als urbane, kommunikative und flexible Männer an die typisierten Anforderungen an moderne Führungskräfte in Politik, Wirtschaft und Medien adaptiert werden. Ich vermute, dass die in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext bzw. Diskriminierungsfeld dominierende normalistische Strategie eine wichtige Strukturbedingung für die Normalisierung homosexueller Männlichkeit darstellt.

Wertigkeit und Rangfolge verschiedener Sexualitäten sind jedoch nicht allein durch normierende Diskurse vorgegeben, sondern bilden auch einen Gegenstand sozialer Auseinandersetzungen (Rubin 2003; vgl. auch Ott 2000: 186f.). Das kultursoziologische Normalismus-Paradigma erfasst vor allem die sprachlich-diskursive Praxis der Normalisierung homosexueller Männlichkeit. Es verweist darüber hinaus zwar auf ein Dispositiv. Jedoch sind die nicht-diskursiven Praxen und die materiellen Strukturbedingungen, die in konkreten gesellschaftlichen Kontexten wie Politik, Wirtschaft, Sport oder Militär auf den Prozess der Normalisierung von homosexueller Männlichkeit Einfluss nehmen, bisher nur angedeutet und empirisch noch wenig erforscht. Zudem treten in der Foucaultschen Diskurstheorie die Subjekte als Akteure i.S. von Diskurs-Gestaltern und nicht bloß Diskurs-Trägern stark in den Hintergrund.

4.) Anbindung: Normalisierung als Subjektivierungsform von Männlichkeit und als Deutungsmodus sozialer Wirklichkeit

Nimmt man den Dispositiv-Begriff ernst, stellt sich die Frage, wie sich normalistische Diskurse einerseits und Praxen und Strukturen hegemonialer Männlichkeit andererseits im Prozess der Normalisierung aufeinander beziehen. Ich schlage eine wissenssoziologische Perspektive vor, die im „eng vernetzten Komplex“ (Link 2006: o.a.) des Normalismus den interaktiven Aspekt der Ordnung sozialen Wissens fokussiert. Als historisch spezifische Ordnung sozialen Wissens stiften normalistische Diskurse sozialen Sinn und Bedeutung. Beiden normalistischen Strategien entsprechen Deutungsmodi sozialer Wirklichkeit, die sich tendenziell ineinander überführen lassen. Sie bringen – je nach Flexibilisierungsgrad – sowohl streng binär strukturierte Deutungsmuster sozialer Differenz als auch Deutungsmuster flexibler Normalitätskontinua hervor. Diese Deutungsmuster strukturieren den normalistischen Diskurs (Keller 2006: 133 f.) und sind als spezifische Form kollektiven sozialen Wissens (Plaß/Schetsche 2001: 522) Bestandteile des normalistischen Dispositivs. Zugleich bilden soziale Deutungsmuster das Bindeglied zwischen Diskurs, sozialer Praxis und materiellen Kontextbedingungen, indem sie einerseits spezial-diskursiv hervorgebrachte Wissensordnungen im Alltagsdiskurs popularisieren. Andererseits werden sie aus einer struktur- und interaktionstheoretischen Perspektive von handelnden Subjekten nicht nur einfach übernommen, sondern auch erzeugt, gestaltet und verwendet (Lüders/Meuser 1997: 63).

Als kollektiv geteilte Argumentationsstrukturen geben Deutungsmuster Antworten auf objektive Handlungsprobleme, indem sie für definierte Situationen konkrete Handlungsanleitungen und emotionale Reaktionsschemata bereitstellen (Plaß/Schetsche 2001: 514). Aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive steht jedoch das scheinbar „objektive“ Handlungsproblem zum Deutungsmuster in einem rekursiven Verhältnis. Beide bedingen sich wechselseitig und bringen sich gegenseitig hervor. Bekanntlich wird unter adoleszenten männlichen Jugendlichen die Situation eines zärtlichen Körperkontakts schnell als homosexuelle Annäherung definiert und diese als „unmännlich“ gedeutet, was zu aggressiven Abwehrreaktionen führt (Pascoe 2006; Schenk 1994). Dieses Deutungsmuster beruht auf dem kulturell konstruierten Widerspruch von Homosexualität und Männlichkeit und schafft so das „objektive Handlungsproblem“ der Abgrenzung, das es ohne diese Deutung so nicht gäbe. Das Muster ruft Angst/Aggression und ausgrenzendes Verhalten gegenüber dem mutmaßlich homosexuellen Anderen hervor. Dieser kann auf die Beschädigung seiner Identität nur mit mehr oder weniger ausdifferenzierten Sozialtechniken des Stigma-Managements reagieren. Im Deutungsmodus reproduziert sich die protonormalistisch-binäre Strategie.

Andererseits sind auch Deutungsmuster wandelbar und passen sich den Entwicklungen der „objektiven“ Probleme an (Plaß/Schetsche 2001: 514). Die „symbolische Umkehrung“ der Hierarchie durch offen homosexuelle Männer in gesellschaftlichen Führungspositionen konfrontiert die heterosexuelle Mehrheit mit einem neuen „objektiven“ Handlungsproblem, auf das sich die traditionellen homophoben Deutungsmuster nicht mehr ohne

weiteres anwenden lassen. Für die notwendige Justierung der Alltagspraxen an die veränderten Verhältnisse sind daher neue Deutungsmuster von offen schwulen Männern in Führungspositionen, die durch die Massenmedien verbreitet werden, besonders relevant. Indem sie konkrete Handlungsanweisungen bereitstellen, zeigen sie modellhaft sozial angemessene Reaktionen für Situationen auf, in denen homosexuelle Männer die dominante Position besetzen. Damit ist noch keine hinreichende, jedoch eine notwendige Voraussetzung für die Anwendung im Alltagshandeln geschaffen.

Da neue Deutungsmuster soziale Gültigkeit primär durch ihre massenmediale Verbreitung erhalten (ebd.: 524), ist anzunehmen, dass Veränderungen in der sozialen Deutung von homosexueller Männlichkeit ganz wesentlich von den Praxen und Strukturen medialer Berichterstattung beeinflusst werden. Zu diesen zählen beispielsweise Selektionskriterien für Nachrichten, Verwendung von Kollektivsymboliken, presserechtliche Befugnisse und Einschränkungen, Medienformate, ideologische Ausrichtung der Redaktionen usw. ebenso wie heterosexuell-männlich geprägte Arbeitskulturen und Organisationsstrukturen (von Bönninghausen 1990). Für die „Dramaturgie“ des homosexuellen Outings von Spitzenpolitikern spielt die zunehmende symbiotische Verflechtung von Politik und Medien, die mit dem strukturellen Wandel zur „Mediendemokratie“ einhergeht und die politische Kommunikation seit den 1990er Jahren tief greifend verändert hat (Sarcinelli 2005; Meyer 2001 u.a.), eine entscheidende Rolle. Weil politisches Handeln zunehmend medial inszeniert wird, indem z.B. „abstrakte“ politische Inhalte durch „konkrete“ Personen repräsentiert werden, kann ein homosexuelles Outing mediale Präsenz und damit Prominenzgewinn sichern.

Das Verhältnis von Politik und Medien wird in der politischen Kommunikationsforschung heute überwiegend als ein symbiotischer Zusammenhang beschrieben, in dem politische und mediale Akteure anhand symbolischer Ressourcen in einem gemeinsamen mediopolitischen Feld operieren (vgl. exemplarisch: Sarcinelli o.a.; auch: Bourdieu 2001). Normalistische Diskurse über Homosexualität und Männlichkeit verschränken sich in der massenmedialen Konstruktion von Deutungsmustern mit den (nicht-)diskursiven Praxen der beteiligten Politiker und Journalisten. Unter den spezifischen strukturellen Erfordernissen des mediopolitischen Feldes wird in strategischen Akteurskonstellationen um die Informationskontrolle und damit die Deutungsmacht über homosexuelle Männlichkeit gerungen: Mit dem Satz „Ich bin schwul und das ist gut so“ wies der Spitzenkandidat Wowereit traditionelle gesellschaftliche Bewertungen von Homosexualität zurück und setzte ein neues Deutungsangebot über den Zusammenhang von Homosexualität, Männlichkeit und politischer Führungsqualifikation dagegen. Aufgrund seines prominenten Status gelangte diese Gegendefinition symbolisch bedeutsam auf die öffentliche Agenda. Weil sie mediengerecht formuliert war, wurde die Aussage nicht nur wortgetreu berichtet, sondern auch von vielen Printmedien als Schlüsselsatz in den Überschriften platziert.

Sie fand als Sensation über die Massenmedien weite Verbreitung und wurde sogleich normalisiert, indem sie kommentiert und an den Maßstäben gesellschaftlicher Normalität gemessen wurde. Die normalistische Strategie, die die Medien in einem solchen „Fall“ einschlagen, prägt die kollektiven Deutungsmuster und damit auch die implizierten Handlungsanleitungen und Emotionsmuster. Die Chance, normalistische Deutungsmuster zu definieren und massenmedial in Umlauf zu bringen, stellt eine bedeutende symbolische Ressource im Kampf um kulturelle Hegemonie dar. Wie das Beispiel Wowereit zeigt, prägen strategischer Zeitpunkt, Informationskontrolle, Agenda-Setting und dramaturgischer Verlauf eines Prominenten-Outings die zur Geltung kommenden Deutungsmuster in entscheidender Weise mit.

Wer die Initiative ergreift, die Informationskontrolle behält und damit die Deutungsmacht über (s)ein Outing erringt, hängt darüber hinaus von den Bedingungen normalistischer Subjektivierung im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext ab. Dem medial „erwünschten“ Leitbild des handlungsfreudigen, authentischen, volksnahen und aufrichtigen Politikers kommt der flexibel-normalistische Habitus des kommunikativen Pragmatikers und Integrators sozialer Gegensätze wahrscheinlich mehr entgegen als der proto-normalistische Habitus des Ideologen und Verwaltungsbürokraten. Vor diesem Hintergrund lässt sich für einen männlichen Politiker ein Outing als Ausweis schillernder Persönlichkeit, biographischen Schicksals und beherzter Tatkraft durchaus in symbolisches Kapital münzen. Anders als beispielsweise in der deutschen Fußball-Bundesliga, in der noch immer ein Männlichkeitsleitbild vorherrscht, das in den Medien überwiegend mit protonormalistischer Symbolik dargestellt wird. Das dominante Leitbild von Fußballer-Männlichkeit ermutigt einen homosexuellen Spieler kaum zum Outing, denn es bietet so gut wie keine symbolischen Ansatzpunkte für eine flexibel-normalistische Deutung.

Als moderne Subjektivierungsweise prägt Normalismus also die Habitus individualisierter Subjekte und mithin auch den Habitus von Männlichkeit in individualisierten Gesellschaften. Der männliche Habitus ist ohnehin nicht singulär zu begreifen, sondern nur in seiner Interdependenz mit anderen Subjektivierungsweisen. So eröffnet sich mit der modernen Tendenz vom Protonormalismus zum flexiblen Normalismus für das generative Prinzip von hegemonialer Männlichkeit die theoretische und praktische Perspektive einer flexiblen Normalisierung. Daraus folgen je nach Kontext spezifische gesellschaftliche Konsequenzen für die Normalisierung männlicher Homosexualität. Für die Analyse wäre es hilfreich, die vermutete kulturelle Entkoppelung der konstitutiven Einheit von männlicher Herrschaft und Heterosexualität auch auf theoretischer Ebene nachzuvollziehen und die oben genannte Unvereinbarkeitsprämisse aufzugeben. Dieser Schritt ermöglicht die getrennte empirische Erfassung und Analyse ungleichzeitiger normalistischer Strategien für Sexualität und Geschlecht. Erst so können sie in ihrer historisch spezifischen Verschränkung „als durcheinander vermittelte Felder sozialer Praxis“ (Ott 2000: 189) wieder aufeinander bezogen werden. Auf einer so modifizierten Grundlage ließe sich hegemoniale Männlichkeit als

weitaus flexibler begreifen als im ursprünglichen Connellschen Konzept und zugleich die partielle Integration von Homosexualität in Positionen dominanter Männlichkeit theoretisch und praktisch erfassen.

5.) Schluss

In der empirischen Forschung muss sich die Tragfähigkeit der von mir skizzierten theoretischen Ansätze, ihrer Kopplungen, Ent-Kopplungen und Modifikationen, als heuristisches Konzept erst noch bewähren. Daher lassen sich an dieser Stelle noch keine belastungsfähige Aussagen über die gesellschaftlichen Konsequenzen der jüngsten Outing-Kaskaden von Politikern treffen. Mit aller gebotenen Skepsis vor Prognosen sind für die Beziehungen zwischen hetero- und homosexuellen Männern von flexiblen Normalisierungsprozessen eher ambivalente Auswirkungen zu erwarten. Homosexuelle Männer werden künftig möglicherweise auch in gehobenen Statuspositionen in den Bereich gesellschaftlicher Normalität integriert und der allgemeine kulturelle Wissensbestand um neue Deutungs- und Handlungsmuster jenseits aggressiver Antihomosexualität erweitert. Dabei sind je nach Kontext und der dort vorherrschenden Subjektivierungsbedingungen von Männlichkeit ungleiche Entwicklungen zu erwarten, die sich der simplen Vorstellung einer linearen Modernisierungsteleologie widersetzen. Andererseits ist zu vermuten, dass die Anpassung an dominante (heteronormative) Positionen für homosexuelle Männer notwendig mit erneuten Ausschlüssen der nicht „passfähigen“ Anteile entlang geschlechtlicher und ethnisierter Differenzlinien einhergeht. Heterosexuelle Männer hingegen könnten zunehmend in eine paradoxe Anforderungsstruktur zwischen Individualisierungsnormen und protonormalistischer „Rück-Ver-Sicherung der Normalitäts- und Geschlechtergrenze“ (Link 2006: 397) geraten, die sie im Extremfall in eine double-bind-ähnliche Blockade führt. Inwieweit sich im traditionellen Diskriminierungsfeld Politik eine weit reichende Umdeutung vom „homosexuellen Staatsfeind“ zum „homosexuellen Staatsmann“ vollzieht und dies eine Verschiebung der symbolischen Machtachse zwischen hetero- und homosexuellen Männern impliziert, wird anhand einer Medien- und Deutungsmusteranalyse zu zeigen sein.

Literatur:

- Bech, Henning (1997): When Men Meet. Homosexuality and Modernity. Oxford: Polity Press.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1999): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 16. Aufl. Frankfurt a.M.. Fischer.
- Bochow, Michael (1993): Einstellungen und Werthaltungen zu homosexuellen Männern in Ost- und Westdeutschland. In: Cornelia Lange (Hg.): AIDS – eine Forschungsbilanz. Berlin: Edition Sigma. 115-128.
- Bochow, Michael (1995): Schwuler Sex in Deutschland. In: Mitteilungen der kulturwissenschaftlichen Forschung 36. 221-232.

- Bochow, Michael (2001): Schwule Männer, AIDS und Safer Sex. Neue Entwicklungen. Eine Befragung im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Berlin: AIDS-Forum der DAH Bd. 40.
- Bochow, Michael (2007): Homosexualität junger Muslime – Anmerkungen zu gleichgeschlechtlichen Sexualkontakten unter Männern in Westeuropa. In: Hans-Jürgen von Wensierski/Claudia Lübcke (Hg.): Junge Muslime in Deutschland. Lebenslagen, Aufwuchsprozesse und Jugendkulturen. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich. 319-336.
- Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard (1997): Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. 3. Aufl. Weinheim/München: Juventa.
- Bourdieu, Pierre (2001): Das politische Feld. Zur Kritik der politischen Vernunft. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bruns, Claudia (2005): Skandale im Beraterkreis um Kaiser Wilhelm II. Die homosexuelle „Verbündelung“ der „Liebenberger Tafelrunde“ als Politikum. In: Susanne zur Nieden (Hg.): Homosexualität und Staatsräson. Männlichkeit, Homophobie und Politik in Deutschland 1900-1945. Frankfurt a.M./New York: Campus. 52-80.
- Bührmann, Andrea Dorothea (1998): Die gesellschaftlichen Konsequenzen der Wissensproduktion. Zum Verhältnis von (Sexual-)Wissenschaften und gesellschaftlichen Normalisierungsmechanismen. In: Ursula Ferdinand et al. (Hg.): Verqueere Wissenschaft? Münster: LIT. 199-228.
- Connell, Robert W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske+Budrich.
- Dannecker, Martin/Reiche, Reimut (1974): Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Eggeling, Tatjana (2006): Homophobie im Fußball. Aufsatz im Rahmen der Initiative-Queer-Nations-Lectures. URL: http://www.queer-nations.de/de/wissenschaft_forschung/aufsaeetze/Fußball.html;jsessionid=2AB7F3C92C8756F12758875ECED7A24F (Zugriff: 17.11.2007).
- Foucault, Michel (1997): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit. Bd. 1 / 9. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Goffman, Erving (1996): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. 12. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gross, Larry (1994): Contested Closets. The Politics and Ethics of Outing. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- Hegener, Wolfgang (1993): Aufstieg und Fall schwuler Identität. Ansätze zur Dekonstruktion der Kategorie Sexualität. In: Zeitschrift für Sexualforschung Jg. 6/Heft 2. 132-150.
- Heidel, Ulf (2005): Mit dem Arsch zur Wand ... Vom Warten auf den ersten schwulen Bundesliga-Star. In: Antje Hagel/Nicole Selmer/Almut Sülzle (Hg.): gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht. Frankfurt a.M.: Koordinationsstelle Fanprojekte bei der Deutschen Sportjugend, KOS-Schriften 10. 107-114.
- Heilmann, Andreas (2002): Mann sein! Stark sein! Schwul sein? Das Coming-out und das „Bild vom Mann“. Hamburg: msk.
- Holy, Michael (1991): Historischer Abriß der zweiten deutschen Schwulenbewegung 1969-1989. In: Roland Roth/Dieter Rucht (Hg.): Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn: bpb. 138-160.
- Jäger, Siegfried (2004): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. 4. Aufl. Münster: Unrast (Edition DISS).
- Keller, Reiner (2006): Wissenssoziologische Diskursanalyse. In: ders. et al. (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 1: Theorien und Methoden. 2. aktualisierte und erweiterte Aufl. Wiesbaden: VS Verlag. 115-146.

- Klesse, Christian (2006): Über den Gleichheitsmythos: Lesben und Schwule als Avantgarde emotionaler und sexueller Demokratisierung? In: Zeitschrift für Sexualforschung Jg. 19/Heft 1. 15-35.
- Koch, Friedrich (1995): Sexuelle Denunziation. Die Sexualität in der politischen Auseinandersetzung. Hamburg: eva.
- Kraus, Beate/Gebauer, Gunther (2002): Habitus. Bielefeld: transkript.
- Lautmann, Rüdiger (1977): Seminar: Gesellschaft und Homosexualität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lautmann, Rüdiger (2002): Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur. Weinheim/München: Juventa.
- Lautmann, Rüdiger/Wienold, Hanns (1977): Antihomosexualität und demokratische Kultur in der BRD. In: Rüdiger Lautmann (1977): o.a. 384-416.
- Link, Jürgen (1986): Noch einmal: Diskurs. Interdiskurs. Macht. In: kultuRRevolution 11. 4-7.
- Link, Jürgen (1997): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Link, Jürgen (1998): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 2. aktualisierte und erweiterte Aufl. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Link, Jürgen (2006): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 3. aktualisierte und erweiterte Aufl. Göttingen: Vandenhoeck+Ruprecht.
- Lüders, Christian/Meuser, Michael (1997): Deutungsmusteranalyse. In: Ronald Hitzler/Anne Honer (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske+Budrich (UTB). 57-79.
- Meuser, Michael (2006): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. 2. überarbeitete und aktualisierte Aufl. Wiesbaden: VS Verlag.
- Meuser, Michael/Behnke, Cornelia (1998): Tausendundeine Männlichkeit? Männlichkeitsmuster und sozialstrukturelle Einbindungen. In: Multioptionale Männlichkeiten? Widersprüche Jg. 18/Heft 67. 7-26.
- Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2005): Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive. In: Martin Dinges (Hg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a.M.: Campus. 211-228.
- Meyer, Thomas (2001): Mediokratie. Die Kolonisierung der Politik durch das Mediensystem. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ott, Cornelia (2000): Zum Verhältnis von Geschlecht und Sexualität unter machttheoretischen Gesichtspunkten. In: Christiane Schmerl et al. (Hg.): Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften. Opladen: Leske+Budrich. 183-193.
- Pascoe, C.J. (2006): „Du bist so ‚ne Schwuchtel, Alter“. Männlichkeit in der Adoleszenz und der „Schwuchtel diskurs“. In: Zeitschrift für Sexualforschung Jg. 19/Heft 1. 1-14.
- Plaß, Christian/Schetsche, Michael (2001): Grundzüge einer wissenssoziologischen Theorie sozialer Deutungsmuster. In: Sozialer Sinn 3. 511-536.
- Pollak, Michael (1986): Männliche Homosexualität oder das Glück im Ghetto? In: Philippe Ariès/André Béjin/Michel Foucault (Hg.): Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Rubin, Gayle S. (2003): Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik. In: Andreas Kraß (Hg.): Queer denken. Queer Studies. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Runte, Annette (2001): Zwischenstufen, Häufungspunkte, Drehpunkt- und Pfadwegmodelle. Über moderne Topographien geschlechtlicher Devianz und ihre „trans-sexuelle“ Normalisierung. In: Ute Gerhard/Jürgen Link/Ernst Schulte-Holtey (Hg.): Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften. Heidelberg: Synchron. 265-293.
- Sarcinelli, Ulrich (2005): Politische Kommunikation in Deutschland. Zur Politikvermittlung im demokratischen System. Wiesbaden: VS Verlag.

- Schenk, Michael (1994): Die Funktionen der „Schwulenfeindschaft“ bei männlichen Jugendlichen. In: deutsche jugend Jg. 42/Heft 10. 446-454.
- von Bönninghausen, Inge (1990). Männer. Medien. Macht. In: Barbara Schaeffer-Hegel/Heidi Kopp-Degethoff (Hg.): Vater Staat und seine Frauen. Pfaffenweiler: Centaurus. 183-192.
- Woltersdorff, Volker (2005): Coming Out. Die Inszenierung schwuler Identitäten zwischen Auflehnung und Anpassung. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- zur Nieden, Susanne (2005): Homophobie und Staatsräson. In: dies. (Hg.): Homosexualität und Staatsräson. Männlichkeit, Homophobie und Politik in Deutschland 1900-1945. Frankfurt a.M./New York: Campus. 17-51.